Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 12 (1956)
Heft: 2

Rubrik: Briefkasten

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Briefkasten

Versuchsweise klein geschrieben

verspiesen / verspeist

Eine Luzerner zeitung hat sich über den „oberskandalmacher Hirsch" geäußert, „der in seiner glanzzeit am liebsten jeden tag einen bürgerlichen verspiesen hätte. Dazu schreibt die „Tat" folgende glosse: „Damit hat diese zeitung beweist, daß sie sprachlich entgliesen ist. Solange sie von solchen artikelschreibern umkriesen ist, die in der schule so mangelhaft unterweist worden sind, dürfen wir stolz darauf sein, von ihr nicht gepreist zu werden. Oder sind etwa die verantwortlichen redaktoren in die ferien verriesen?" Das ist zwar witzig kommentiert — aber schießt der höhner nicht weit übers ziel hinaus? Ist es wirklich ein schweres vergehen gegen die sprache, „gespiesen" statt „gespeist" zu sagen?

Antwort:

Sicher ist die form „gespiesen" kein schweres vergehen. Sie wird vom Schweizerdeutschen Wörterbuch aus dem Jahr 1593 bezeugt, und sie hat sich in den schweizerischen (und zum teil auch in den schwäbischen) mundarten durchgesetzt. Daher finden wir sie auch häufig im schriftsprachlichen gebrauch der Schweiz, und zwar nicht nur in der angegriffenen Luzerner zeitung, sondern auch bei Haller, Pestalozzi, G. Keller und Jeremias Gotthelf. Unter anderem heißt es auch in einem verbreiteten tischgebet: „Himmlischer vater, wir danken dir, daß du uns gespiesen hast." Der Duden ist uns freilich in diesem falle (noch) nicht entgegengekommen, wohl weil die abweichung so ziemlich auf das schweizerische gebiet beschränkt geblieben ist. So wird denn auch der lehrer „gespiesen" anstreichen, um die schüler auf die abweichung aufmerksam zu wachen. Aber an sich ist diese form so „richtig" und so „falsch" wie „gepriesen, gewiesen, verschroben, geschunden", die alle eigentlich schwach wären und also „gepreist, geweist, verschraubt, geschindet" heißen müßten. Warum sollen wir in unsern zeitungen eine form in acht und bann erklären, die nicht nur in der mundart, sondern auch im werk unserer schriftdeutschen klassiker verankert ist?

Nochmals Jean Sibelius

Herr Hans Cornioley (unser vorstandsmitglied), der sich eingehend mit der finnischen sprache und dem finnischen schrifttum befaßt, hat uns über den vornamen von Sibelius genaueren aufschluß geben können. Im amtlichen register ist Sibelius als Johan (so!) Julius Christian eingetragen. „Unter verwandten bekam er den kosenamen Janne. Jean Sibelius wurde der name, der ihn in der großen welt bekannt machen sollte." (Nils-Erie/Ringborn, „Jean Sibelius", Walter-Verlag). Herr Cornioley fügt noch bei: Ich habe in keiner finnischen zeitung je etwas anderes als Jean gelesen. Santeri Levas, der sekretär des greisen komponisten, betitelt sein vor kurzem im verlag Otava in Helsinki erschienenes werk so: „Jean Sibelius ja hänen Ainolansa" (J. S. und sein heim Ainola). — Besten Dank für diesen freundlichen hinweis. Es ist vielleicht noch nachzutragen, daß das Schweizer Lexikon Jan schreibt.

Werfall oder Wenfall?

Eine schülerarbeit hat mich vor eine knifflige frage gestellt. Heißt es: „dann läßt ihn der dichter einen berühmten pianisten werden", oder: „dann läßt ihn der dichter ein berühmter pianist werden"? Die lateinische grammatik würde hier den wenfall verlangen, aber im deutschen befriedigt mich diese regelung nicht. Mir scheint nur der werfall (ein berühmter pianist) richtig.

Antwort:

„Pianist" ist nicht ergänzung zu „läßt", sondern abhängig von „werden". Die ergänzungen zu „läßt" sind ja „ihn" und „werden": er läßt ihn werden. Nun kann aber „werden" im deutschen nie eine akkusativ-ergänzung haben, was etwa das folgende beispiel zeigen mag: „es ist schwer (ich erachte es als schwer; es scheint mir schwer), ein berühmter pianist zu werden". Der wenfall wäre hier unzulässig; denn „werden" wird stets mit dem werfall verbunden. Darum heißt es, wie Sie richtig angenommen haben: „dann läßt ihn der dichter ein berühmter pianist werden".

gewebt

Im Zürcher kunstgewerbemuseum ist vor kurzem eine textilienausstellung zu sehen gewesen, die den titel trug „gewebt, geknüpft, gestickt". Wir haben uns an diesem „gewebt" gestoßen, denn in gutem deutsch heißt es doch „gewoben".

Antwort: „Weben" war ursprünglich ein starkes verb, das im mittelhochdeutschen „weben, wap, geweben" lautet. Schon im 13. jh. ist aber auch ein schwaches „weben, webte, gewebt" festzustellen, das später in den meisten gebieten siegt. In vielen gegenden Deutschlands lebt das part. „geweben" in der mundart weiter, während in der schriftsprache „gewebt" gebraucht wird. Die weitere form „weben, wob, gewoben", die uns geläufig ist, kann nach Grimm im 16. jh. noch nicht bezeugt werden. Sie dringt im 17. und in der ersten hälfte des 18. jh. in die schriftsprache ein, ist aber sicher älter. Vermutlich wird das schweizerdeutsche wörterbuch bei der behandlung des buchstabens w einmal zeigen können, daß „gewoben" bei uns weiter zurückgeht als nur auf Haller, dem wir nach Grimm den ersten schriftsprachlichen gebrauch verdanken. Die neuen formen „wob, gewoben" werden von vielen dichtern des 18. jh. in gebundener sprache verwendet (u. a. von Schiller, Goethe, Thieck), während sie in prosasprache seltener sind. Sie fehlen aber auch hier nicht und sind zum beispiel in Goethes briefen anzutreffen. Im großen und ganzen werden die starken formen in Deutschland durch die schwachen verdrängt. Duden sagt heute in einer anmerkung: „Diese starken formen sind in der Schweiz noch gebräuchlich, sonst veraltet und nur in gehobener sprache üblich. Das österreichische regelbuch hat sie als gleichberechtigt. Im preußischen und bayrischen regelbuch fehlen sie."

Sie sehen also, daß man nicht behaupten darf, in gutem deutsch heiße es „gewoben", denn in den meisten deutschsprachigen gebieten ist nur noch „gewebt" gebräuchlich. Das braucht uns Schweizer aber nicht zu verdrießen, bei der starken, das heißt klangvolleren form zu bleiben.